

Nr. 270. Bromberg, den 24. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

„Stuckering?“ Tetzlaff fuhr hoch. „Aber den kenn ich doch! Haben Sie vielleicht ein Photo von ihm?“

„So, den kennen Sie? Ein Photo kann ich Ihnen zeigen: hier!“ Der Kommissar schob ihm ein Bild Freeses hin, eine der Vervielfältigungen, die von der Stettiner Polizei sogleich angefertigt und versandt worden waren.

Tetzlaff betrachtete es eingehend. „Das ist Stuckering!“ entschied er. „Darüber kann gar kein Zweifel bestehen.“

„Ist das sicher?“

„Ganz sicher!“

„Dann stimmts ja! Ich dachte es mir ja schon: da hat unser Mann ein Doppelleben geführt.“

„Phantastisch!“ entfuhr es Tetzlaff. „Er sollte eine Millionenerbschaft machen, man riß sich um seine Gemälde und dabei fabrizierte er Falschgeld! Das ist eine Sensation! Wunderbar. Schade, daß man sie nicht bringen kann. Sie ist zu schön um wahr zu sein!“

Kommissar Schröder streifte ihn mit einem forschenden Blick: „Sie glauben nicht daran?“

„Nicht so ganz! Ich bin mißtrauisch. Ich habe die Erfahrung gemacht, je sensationeller eine Geschichte ist, desto unwahrer ist sie.“

Schröder lachte: „Das stimmt sogar! Viele Fälle, die furchtbar interessant aussehen, enden zuletzt ganz gewöhnlich; aber hier merke ich noch kein großartiges Rätsel, trotz der großen Räubergeschichte, die mir dieser Freese erzählt hat. Ich glaube ziemlich fest daran, daß ein Stuckering gar nicht existiert, das ist einfach der Name für den bekannten „großen Unbekannten“.“

„Ich habe den Mann aufgesucht, als er noch in einem kleinen Dachatelier hauste.“

„In Schöneberg, Mühlstraße? Da haben wir schon Ermittlungen angestellt. Ein Kneipenwirt im selben Hause erkannte nach diesem Bilde den Maler Stuckering wieder, der sonst überhaupt vollkommen unsichtbar gewesen ist. Wahrscheinlich war er verreist. Nämlich nach Amerika! Was meinen Sie dazu?“

„Mhm . . .“

„Überzeugt Sie das auch nicht?“

„Vorläufig noch nicht.“

„Dann warten Sie ruhig ab! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß die Sache noch nicht reif ist. Also ich kann mich darauf verlassen, Sie bringen nichts!“

„Sie können sich darauf verlassen! Adieu, Herr Kommissar.“

„Adieu, Herr Tetzlaff! Und auch sonst keine Dummheiten, bitte! Ich hätte Ihnen eigentlich gar nichts sagen dürfen . . .“

Tetzlaff stieg langsamen Schrittes die Treppen hinunter und blieb unschlüssig vor dem Polizeipräsidium stehen, als ob er nicht wüßte, wohin er solle. Er versuchte vergeblich Ordnung in das zu bringen, was ihm Schröder berichtet hatte; denn daß die Annahme des Kommissars stimmen konnte, hielt er für fast ausgeschlossen.

Natürlich sah das höchst einfach aus: der Angeschuldigte Freese leugnete eben und seine Ausflüchte gipfelten im „großen Unbekannten“ — das alte Rezept! Die Leute im Präsidium hielten sich gerne an das übliche Schema, meist hatten sie auch recht damit. Von zwölf Fällen waren elf ganz banal. Sie verwarfen es, Abschweifungen Spielraum zu gewähren, das sei kriminalistischer Dilettantismus, meinten sie, und Tetzlaff war im allgemeinen der gleichen Ansicht. Nur in diesem Fall hemmte ihn ein innerer Widerstand, ohne weiteres zuzustimmen: er hatte zweimal diesen Freese oder Stuckering, oder wer er war, gesehen, gesprochen und einen bestimmten Eindruck von ihm erhalten. Daß es sich um einen verschlagenen Menschen, einen Schubiak handle — diesen Eindruck hatte er von ihm nicht empfangen; eher den einer gewissen Zerfahrenheit, wie das bei jemandem möglich war, der sich seiner selbst nicht ganz sicher fühlte.

Immerhin: Eindrücke konnten täuschen, sie waren kein hinreichender Grund, Schröders Konstruktion abzulehnen, aber sie waren ein genügender Anlaß, um sich diese Angelegenheit einmal auf eigene Faust ein wenig näher zu betrachten. Im Präsidium liebte man dergleichen Extratouren nicht sonderlich und Schröder hatte nichts anderes gemeint, als er sich „Dummheiten“ verbat — allein es ging eben nicht an, stets und unter allen Umständen auf solche Wünsche Rücksicht zu nehmen. Die Polizei war das eine und die Zeitung das andere und Tetzlaff gehörte nun einmal der Zeitung. Das entschied.

Er setzte sich auf sein Wägelchen und fuhr hinaus nach der Villa Stuckerings alias Freeses in Grunewald. An der Pforte nahm ihn ein Diener in Empfang, der auf die Frage, ob Herr Stuckering zu sprechen sei, erwiderte, dieser sei nicht daheim, was ja Tetzlaff selbstverständlich erwartet hatte. Seine Frage war nur gestellt worden, um nicht aufzufallen, er mußte vorsichtig sein, er konnte nicht wissen, wie weit man in diesem Hause über den Stand der Dinge unterrichtet war.

„Kann ich dann also die gnädige Frau sprechen?“

Der Diener ging nachfragen und kehrte zurück: worum es sich handle.

Tetzlaff sah, daß es nun keine Umwege mehr gebe, er habe eine sehr dringliche Angelegenheit!

Das schien zu wirken, denn wenige Minuten später stand er vor Sylvia. Er traute nicht gleich seinen Augen: war dies Wirklichkeit oder ein lebendgewordenes Filmbild, eine jener durch tausend Künste zu unwahrscheinlicher Schönheit gestalteten Aufnahmen? Das war nun die Frau — ja wessen Frau war sie eigentlich? Die Freeses oder die des legendären Stuckering, falls es ihn überhaupt gab? Nun, er konnte sie schlecht danach fragen, er begnügte sich, seinen Namen zu nennen und zu ergänzen: „Ich hätte gern

Ihren Gatten gesprochen" — was in diesem Falle doppeldeutig war.

„Er ist leider nicht hier. Hat man Ihnen das nicht schon gesagt?" entgegnete sie, womit sie offenbar nur Freese meinen konnte, denn es war ausgeschlossen, daß das Personal von der Existenz eines anderen etwas ahnte.

„Ist er verreist?" fuhr Tetzlaff fort.

„Nein, er ist fort . . ." kam die zögernde Antwort.

„Wie darf ich das verstehen?"

„Da ist nichts Besonderes daran zu verstehen, meine ich," wich Sylvia aus.

Tetzlaff sah, daß es nun keine Umwege mehr gebe, er schoß geradewegs los: „Aber er ist doch schon seit zwei Tagen nicht mehr da?"

„Allerdings. Doch ich kann es Ihnen nicht erklären . ."

„Wollen Sie es nicht erklären, gnädige Frau?"

„Nein, ich kann es nicht. Er ging einfach fort, ohne Gründe anzugeben."

„Und beunruhigt Sie das nicht?"

„Doch, sehr. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich hoffe noch immer . . ."

„Und wenn er nun nicht wiederkehren sollte?" Ihm tat die schöne junge Frau leid, die sichtlich unter seinem Verhör litt, aber er mußte Klarheit haben.

„Dann müßte ich . . ."

„Die Abgängigkeitsanzeige?"

„Ich denke!"

„Ich glaube, das wird überflüssig sein."

Tetzlaff bereute fast, daß er das gesagt hatte, als er den Erfolg sah, den tiefen Schreck, der sich auf ihrer Miene spiegelte. Sie brachte kein Wort hervor. Er beeilte sich hinzuzufügen: „Es ist ihm nichts zugestoßen!"

„Gott sei Dank!" Sie atmete wie erlöst auf und Tetzlaff zweifelte nicht, daß ihr Erschrecken echt gewesen war und sie wirklich nicht wußte, wo ihr Gatte sich befand. Schröder hatte sie offenbar in Unkenntnis davon gelassen, wozu er seine Gründe haben mochte, und er wäre wahrscheinlich wenig damit einverstanden gewesen, daß sie jetzt erfuhr, was geschehen war. Tetzlaff war nicht sehr sicher, ob er es wagen sollte, er setzte aufs Spiel, etwaige polizeiliche Maßnahmen zu durchkreuzen; es war ja schließlich keineswegs gewiß, ob seine Vermutungen, die denen des Kommissars entgegenliefen, gerechtfertigt waren.

Aber auf diese Weise kam er nicht vom Fleck, es mußte Farbe bekannt werden, auf die Gefahr hin, Schaden zu stiften. Tetzlaff erklärte also ohne Umschweife: „Ihr Mann ist festgenommen worden und sitzt in Polizeihaft".

„Also doch!" entfuhr es ihr.

Tetzlaff hakte sogleich ein: „Wieso, waren Sie oder er darauf gefaßt gewesen?"

Sylvia merkte jetzt, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen hatte und wurde rot. Aber sie sah keine Möglichkeit, den Fehler wieder gut zu machen. „Er hatte von einer Fahndung erfahren", sagte sie, „und hatte gewisse Befürchtungen, wenn er auch wirklich völlig unbeteiligt ist."

Tetzlaff unterdrückte ein Lächeln. Er hatte ihn ja selbst — ahnungslos wie er war — gewarnt. „Ja, davon hatte er allerdings erfahren, das weiß ich. Und er hat sich also Ihnen gegenüber darüber geäußert. Somit wissen Sie wohl auch, gnädige Frau, daß die Fahndung auf den Namen Freese lief und daß die Festnahme daraufhin erfolgte. Ihr Mann trat bisher unter dem Namen Stuckering auf, ich selbst kannte ihn nicht anders. Das stimmt doch?

Sylvia zauderte zu antworten. Hier saß ein fremder Mensch, von dem sie nicht wußte, wo er hinaus wollte und der sie vielleicht nur aushorchen wollte. Sie schwieg.

Aber Tetzlaff drang nicht weiter in sie. „Herr Freese hat das gar nicht in Abrede gestellt", fuhr er fort. „Wir können ihn jetzt ja ruhig bei seinem richtigen Namen nennen. Im Gegenteil, er behauptet sehr entschieden, er habe mit Stuckering nichts gemein, nämlich auch nichts mit dem Delikt, und Sie haben vorhin das gleiche erklärt, daß er nämlich vollkommen unbeteiligt ist."

„Das ist er auch!" bestätigte Sylvia entschieden.

„Ich bin derselben Ansicht. Nicht aber die Polizei! Man glaubt ihm nicht. Man hält das für eine Ausflucht und meint, ein Mann namens Stuckering existiere gar nicht, und beweisen kann das Herr Freese nun eben nicht so glatt — man wird ihn demnach vorderhand nicht freilassen."

„Er kann es nicht beweisen?" Sylvia schien sehr betroffen. „Man soll beweisen, daß jemand vorhanden ist? Das ist doch unsinnig!"

„In diesem Falle nicht so ganz! Aber vielleicht können Sie den Beweis liefern, gnädige Frau? Ich denke, Sie müßten doch dazu imstande sein."

„Ich . . .?"

Tetzlaff war aufs äußerste gespannt. Er hatte jetzt das entscheidende Wort gesprochen: alles Weitere hing davon ab, was sie erwidern würde.

Aber sie antwortete nur: „Ich kann doch bloß bezeugen, daß er in Wirklichkeit Arnold Freese und nicht Stuckering ist."

„Das genügt leider nicht! Greifen wir ein wenig zurück!" Tetzlaff geriet in Schuß: „Ich lernte Herrn Freese an jenem Morgen kennen, da er tags zuvor einen Selbstmordversuch unternommen hatte. Dadurch wurde ich überhaupt auf ihn aufmerksam. Ich traf ihn damals in der Mühlstraße in einem bescheidenen Atelier. Sie waren nicht zugegen. Auf der Ateliertüre stand der Name Stuckering und Freese ließ sich mit dem gleichen Namen anreden. Aber es muß doch vorher ein Stuckering vorhanden gewesen sein. Wo ist er?"

„Er hat Selbstmord verübt", gab Sylvia endlich Bescheid.

„Er auch? Das ist doch sonderbar! Und Herr Freese nahm seinen Namen an, zugegeben! Aber wie kommt er jetzt dazu, diesen Toten als Urheber der Banknotenfälschungen hinzustellen? Das hätte doch wenig Zweck! Er muß, falls er wirklich unschuldig ist, für seine Behauptung doch irgendwelche Stützpunkte besitzen. Er kann das doch nicht aus der Luft gegriffen haben?"

„. . . aus der Luft gegriffen haben . . ." wiederholte sie seine letzten Worte leise, mit zitternden Lippen.

Tetzlaff bemerkte, daß sie sehr gut begriff, wo er hinaus wollte, und mit sich kämpfte, ob sie sich zu einer Antwort entschließen konnte: „Ich will doch Ihnen und Herrn Freese helfen, aber Sie müssen mich dabei unterstützen!" drängte er.

Sie nickte zustimmend und sie schien bereit, dieser Aufforderung zu willfahren. Allein es gab da etwas, das sie hemmte. Hilfesuchend irrte ihr Blick umher, sie wollte die richtigen Worte finden, sie setzte mehrmals an, um etwas zu sagen, schwieg wieder, um sich schließlich in den gequälten Ausruf zu retten: „Ich kann ihn doch nicht ans Messer liefern! Alles kann ich tun, aber das nicht!"

„Wen denn?" fragte Tetzlaff.

„Ihn, Stuckering!"

„Einen Toten?"

„Er ist nicht tot!" stieß sie hervor.

Sylvia verstummte und sah ihn verängstigt an. Zweifellos wußte sie vollkommen, was dieses Eingeständnis bedeutete und alle ihre Kräfte schienen damit erschöpft zu sein.

Tetzlaff hätte sie gern mit weiteren Fragen verschont, doch er sagte sich, daß diese Rücksichtnahme an falscher Stelle gewesen wäre, diese Frau befand sich in irgendeinem schweren Zwiespalt, aus dem sie selbst nicht heraus wußte, wenn er nicht versuchte, nachzuhelfen. „Aber einen Unschuldigen wollen Sie ans Messer liefern?" sagte er leise.

„Nein, auch ihn nicht! Ihn am allerwenigsten!" entgegnete sie heftig. „Freese hat Stuckering einen Vorsprung gegeben, er hat mir den Paß ausgefolgt, ehe er fortging, damit sich Georg vielleicht doch noch in Sicherheit bringen könne. Allein Georg war nicht wieder hier, er hat den Paß nicht, er muß noch in Berlin sein, sicherlich aber innerhalb der Grenzen Deutschlands."

„Also ein solcher Paß ist vorhanden? Damit sind wir ein großes Stück weiter, nun brauchen wir nur noch den dazugehörigen Mann."

„Aber ich kann nicht!" wiederholte Sylvia.

„Warum? Fürchten Sie mit hineingezogen zu werden?"

„Nein, das nicht! Sondern weil . . ."

„Weil . . .?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen!" beharrte sie. „Georg Stuckering hat einmal etwas für mich getan, das mich ihm tief verpflichtet hat. Er hat es wohl auf andere Weise wieder wett gemacht, im Bösen, die Rechnung geht auf, ich bin

ihm nichts mehr schuldig, keinen Dank — nur, es gibt eine Grenze, die sich nicht überschreiten läßt! Und es ist nicht seinetwegen — —"

Tetzlaff zuckte die Achseln. „Ich kann ihre Beweggründe nicht beurteilen, gnädige Frau. Was Sie mir gesagt haben, bleibt unter uns, Sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich damit Mißbrauch treibe, es würde Ihnen Ungelegenheiten bereiten, und das will ich nicht! Es liegt an Ihnen, etwas zu unternehmen, ausschließlich an Ihnen!"

Er verbeugte sich und ging. Er ging tief bekümmert, weil er nun die Wahrheit wußte und sie nicht sagen konnte, ohne diese Frau in die Lage zu bringen, der Begünstigung eines Verbrechers geziehen zu werden, und weil er noch viel weniger etwas schreiben durfte, obwohl es sich doch um Dinge handelte, die geradezu danach schrien,in die Zeitung zu kommen. Es war ein schlimmer Tag für Tetzlaff, mit so viel Wissen beschwert zu sein und schweigen zu müssen.

Aber wenn er schon zur Stummheit verurteilt war, so war er doch nicht durch ein Gelübde zur gänzlichen Tatenlosigkeit verurteilt. Der Gedanke, daß in der Zelle ein Unschuldiger saß, daß er, Tetzlaff es wußte, und daß er keinen Finger sollte regen können, schien ihm unerträglich. Gewiß, er war niemand, nur ein kleiner Journalist, ein junger Reporter ohne Einfluß und Macht. Allein das Wissen um eine Ungerechtigkeit ließ ihn wachsen: Freese wurde in seinen Augen ein Dreyfus, er selbst ein zweiter Zola, der der Wahrheit einen Weg bahnen mußte. Vielleicht auf großen Umwegen.

Er stieg in seinen klappernden alten Wagen und fuhr los. Geradewegs nach der Marburger Straße zum Reviervorsteher Froböse.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Freunde.

Skizze von Hans Krollpfeiffer.

Drei kleinere Rennen waren schon gelaufen, aber nur wenig beachtet von der riesigen Zuschauermenge, die sich auf den hohen Tribünen der Zielgeraden drängte. Nun endlich schallte der Lautsprecher über das weite Oval der Rennbahn und nannte die Pferde, die im folgenden Jubiläumspreis starten würden. Hochtrabende Namen tönten da aus dem schwarzen Quadrat des Lautsprechers, und doch schien alles den Atem anzuhalten und auf einen ganz alltäglichen, prosaischen Namen zu warten — da, jetzt rief ihn der Lautsprecher deutlich herüber: „Fragezeichen". Durch die Menschen ging ein befreiendes Aufatmen; sie würden ihn sehen, diesen hochbeinigen Brandfuchs, der aus dem Stalle Ehrenberg stammte und dessen unerhörter Siegeslauf selbst in Paris durch die besten ausländischen Gegner nicht unterbrochen werden konnte. Als „Fragezeichen" die Reise über den Kanal antrat, wurde das Pferd in England von begeisterten Zuschauern gerufen: „Questionmark".

Ein erlesenes Feld kämpfte heute um den Jubiläumspreis. Der Aufnahmewagen der Wochenschau glitt langsam an den Start. Da kamen die Pferde schon und ritten im Schritt an den Tribünen vorbei. In der Farbenskala der Jokeiblusen schimmerte an zweiter Stelle das tiefe Violett des Stalles Ehrenberg.

Vorn an der Tribüne stand Bernd Hansen, seit einem halben Jahre Vertragstierarzt beim Stall Ehrenberg. Das aufgeregte Fiebern der Menge war nicht auf ihn übergegangen; ruhig lehnte er gegen einen Eckpfeiler und sah mit einem leichten Lächeln seinem „Fragezeichen" nach. Für ihn blieb dieses hohe, drahtige, edle Pferd sein kleiner Peter. Der Anfang dieser Freundschaft zwischen Hansen und dem Tiere lag fast fünf Jahre zurück und fiel genau mit Peters Geburtstag, oder besser Geburtsnacht, zusammen. Die Mutter des Pferdes wurde damals als wertvolle, aber leicht anfällige Zuchtstute in die Tierklinik eingeliefert; und hier war es der junge Assistent Doktor Hansen, der dem jüngsten Mitglied des Stalles Ehrenberg half, das Licht der Welt zu erblicken. Nur ein paar Tage konnte das täppische Fuchsfohlen seine Mutter bei sich haben, dann starb sie an einem schon länger bestehenden Leiden. Um so inniger schloß sich das kleine Waisentier an Bernd Hansen an. Mit unendlicher Mühe gelang die Aufzucht, und so kam der Tag, an dem Peter zum letzten Mal seine sternförmige Blesse an seines großen Freundes Hand rieb.

Jahre harter Trainingsarbeit machten Peter — oder jetzt hieß er ja „Fragezeichen" zu dem Klassepferd des In- und Auslandes. Hansen vergaß nie so ganz seinen Freund, der nun unter anderem Namen auf den internationalen Rennbahnen die Begeisterung der Massen erregte. Da hatte er vor einem halben Jahre mit seiner Bewerbung bei der freigewordenen Stelle des Stalles Ehrenberg Glück gehabt, und so kamen die beiden Freunde wieder zusammen. Hansen war nicht nur ein Helfer für die Tiere, die ihn als Arzt brauchten, er hatte für jedes Pferd ein freundliches Wort oder ein Streicheln. Er ließ sich nicht als Mensch, als „Krone der Schöpfung" zu den Tieren herab, nein, er kam ihnen entgegen, sprach ruhig auf sie ein, besuchte sie in ihren Boxen, und man konnte fast von einer gegenseitigen Unterhaltung sprechen. „Puck", die große schwarze Dogge, die ihn jeden Morgen auf seinem Rundgang durch die Ställe begleitete, mußte vor einer Boxe immer besonders lange auf ihren Herrn warten, und über dieser Boxe stand in schwarzen Lettern „Fragezeichen". Was wußten denn die vielen Menschen hier um ihn herum von Peter? Sie konnten höchstens die Rennerfolge des „Fragezeichens" der Reihe nach aufzählen. Aber von der Seele des Tieres — und sein Peter hatte eine Seele —, wußten sie gar nichts! Für sie war das Pferd eine Maschine aus drahtigen Muskeln und Sehnen, allerdings ein vollendetes Meisterwerk, das Rennrekorde aufstellte. Was wußten sie alle von dem inneren Wesen des Tieres?

Schrill zerriß die Glocke des Arztes Grübelei. Das Rennen war angeläutet. Die Pferde jagten schon in geschlossenem Rudel an den Tribünen vorbei. In diesem Augenblick fühlte Bernd Hansen, daß er der uninteressierteste Zuschauer zwischen Tausenden war. Mechanisch hob er den Feldstecher. Das erste Hindernis war genommen; jetzt kam der schwierige zweite Sprung. Peter lag günstig im Feld. Der Sprung! Aus den Farbklexen des Feldes ist das Violett vom Ehrenbergschen Stall verschwunden. Bernd Hansen dreht nervös an der Einstellung seines Feldstechers — da wächst ein einzeln ausgestoßener Ruf zu einem tausendstimmigen Schrei an: „Fragezeichen!"

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte Hansen versteinert dagestanden. Nun war Leben in ihm. Ein Satz über die Wand der unteren Tribüne! Fünf, sechs, zehn Menschen fluchen hinter dem großen, blonden Mann her, der so rücksichtslos durch die Menge läuft. Welche Gedanken auf ihn einstürmen, weiß er nicht mehr; aber als er hinter dem zweiten Hindernis neben seinem Peter kniet, ist er klarer, nüchterner Helfer. Die Untersuchung zeigt ihm, daß hier jede Hoffnung vergeblich ist; er sieht aber auch die furchtbaren Schmerzen, unter denen die schweißglänzenden Flanken des Tieres zittern. Zwei Freunde sehen sich noch einmal in die Augen. Peters heiße Nüstern schnuppern zum letzten Mal an seines Freundes Hand. Dann zerreißt ein Schuß die Stille hinter dem zweiten Hindernis. Ein einsamer Mann geht schleppenden Schrittes in das weite, leere Gelände hinter der Rennbahn.

Im Hinterhaus, drei Treppen hoch —

Wie eine Varieténummer entsteht.

Reportage von Walter Roderich.

Bisweilen, wenn ich durch den großen Eingang des großen Mietshauses ging, um die Werkstatt des alten Schuhmachers im Keller des Lichthofes aufzusuchen, begegnete mir ein mittelgroßer, vielleicht dreißigjähriger Mann, der meistens einen unansehnlich gewordenen Lodenmantel trug und immer zwei oder drei Schnellverbände an den Händen hatte. Eben dieser Schnellverbände wegen fiel er mir auf. Ich fragte den Schuhmacher, ob er um den Mann wisse. Der Alte schüttelte den Kopf. Er rief seine Tochter herbei, sie wußte nur daß jener Mann irgendwo im Hinterhaus wohne und daß er außerordentlich zurückgezogen lebe. Er verließe das Haus nur jeden Vormittag und jeden Nachmittag für jedesmal zwei Stunden. Er wohne vielleicht seit einem halben Jahre hier.

Das war alles, was ich in der Schuhmacherwerkstatt erfahren konnte, und es klang geheimnisvoll. Ich will nicht sagen, daß ich bei dem verschlossenen Treiben des Mannes daran dachte, ungefähr so müßten vielleicht Spionageagenten leben oder Attentäter, bevor sie eines Tages mit der Pistole in der Tasche losgehen, um sich ihren Mann vorzunehmen; aber ich hatte jedenfalls die Gedankenverbindung zu den Bezirken des Absonderlichen und Ausgefallenen. Ich beschloß, den Mann kennen zu lernen.

Das Hinterhaus hatte zwei Hälften mit zwei verschiedenen Treppenhäusern. In der Erdgeschoßwohnung der rechten Haushälfte wies man mich an eine Witwe Lucke, die im Dachgeschoß wohne. Der Untermieter der Frau Lucke war eben jener geheimnisvolle Mann. Ich fand ihn nicht zu Hause, als ich zum ersten Mal kam. Frau Lucke war in ihrer Küche mit einem merkwürdigen Gericht beschäftigt. Es bestand aus rohen Haferflocken, ungekochter Milch und entkernten, aber ungeschälten Äpfeln. Ich dachte, sie habe vielleicht den Rohkostglauben und man könne sie dabei zu fassen und zum Erzählen bekommen. Sie sagte aber, das Zeug esse nicht sie selbst, sondern Herr Gutkees. Das war der Name des Mannes. Er käme in einer Stunde wieder. Natürlich könne ich ihn besuchen; sie selbst habe ihm versprochen, keine Auskünfte über ihn zu geben.

Am nächsten Tag war es Sonntag, aber Gutkees war zu Hause. Er trug ein sauberes, an den Schultern oft gestopftes Wollhemd und derbe Rippensamthosen, als er mir seine Kammertür öffnete. Er ließ mich ohne weiteres eintreten. Seine Hände waren auch diesmal mit Streifen von Pflastern verbunden.

Das Stübchen war nicht einmal sehr klein. Das Feldbett in der Ecke sah sauber aus, und der Fußboden blinkte von Frische. Das Fenster stand offen, in dem schmalen Öfchen brannte Feuer. Auf dem Tisch lagen Hanteln, Tennisbälle, Expanderschnüre und eine Art von Bügeleisenhaltern, in denen Stahlfedern eingelassen waren. An den Wänden hingen Postkarten mit Bildern von Varietékünstlern. Das einzige Buch, das ich entdecken konnte, war ein etwa 100 Seiten starkes, broschiertes Heft über den „Bau der menschlichen Hand."

„Ich bereite eine Varieténummer vor, das ist alles", sagte Gutkees, als er mich auf den einzigen Stuhl eingeladen hatte, den es in seinem Zimmer gab. „Wenn es Sie wirklich interessiert, will ich Ihnen gerne davon erzählen. Ich habe meine Gründe, nicht jedermann in diesem großen Hause zu sagen, was ich treibe; aber es ist darum noch kein Geheimnis." Er hatte eine ruhige, sichere Stimme.

Gutkees lehnte es ab zu rauchen. Er müsse seine Kräfte beisammenhalten, und vor allem müsse er sparsam leben. Er lebe von den kleinen Ersparnissen, die er als Gehilfe eines Illusionisten, eines Zauberkünstlers also, gemacht habe. Das Zimmer koste zwölf Mark, für sein Frühstück und sein Abendbrot gebe er fünfzehn, für das Mittagessen dreißig Mark monatlich aus, dreißig Mark kosteten die Dinge, die er für seine Arbeit gebrauche, zehn Mark seien für seine Kleidung eingesetzt. Von neunhundert Mark könne er also sieben Monate so leben, dann blieben ihm noch zweihundert Mark, um sich einzukleiden, wenn die Nummer fertig sei, und für eine Fahrkarte ins Engagement.

„Es handelt sich um einen Handkraftakt", fuhr Gutkees fort, „ich habe das Ziel, zwei Spiele Karten aufeinandergelegt in den Händen zu zerreißen, einen Tennisball zu zerdrehen und einen Besenstiel mit der Kante der flachen Hand in einzelne Stücke zu zerhacken. Die Nummer wird dann noch aufgefüllt mit kleineren Sachen, ein Fünfmarkstück wird zerbogen, eine Eisenstange von einem Zoll Dicke in den ausgestreckten Armen gekrümmt und eine hundertachtundzwanzigfach aufeinanderliegende Zeitung zerrissen. Ich trete im Straßenanzug auf und spreche kein Wort, ich will aber mit einer Partnerin auftreten, die eine Pagenuniform tragen soll und dauernd Erklärungen und lustige Zwischenrufe machen wird. Hier in diesem Heft habe ich den genauen Verlauf der Nummer niedergeschrieben."

Das Heft war aufgeteilt, wie ein Theaterstück, für Gutkees und die Rolle der Partnerin eingerichtet, und enthielt Bühnenanweisungen, Anordnungen für die Bühnenarbeiter, den Beleuchter und die Musik. Ich fragte, ob sich bereits Varietéunternehmungen für die Nummer interessiert hätten. Gutkees sagte, seine beiden ersten Verpflichtungen ständen schon fest! Er werde in drei Wochen zum ersten Male mit der Partnerin zusammen auf der Bühne proben. Dann erzählte Gutkees von seinem Training.

Er habe zunächst eine genaue Tageseinteilung aufgestellt, sich eine billige, aber nahrhafte und gesunde Kost zurechtgelegt, dann mit gymnastischen Übungen begonnen und ein eigenes System Übungen für die Muskeln, Bänder und Sehnen seiner Hände ausgearbeitet. In zwei Monaten sei die Schlußkraft seiner rechten Hand fast auf das Doppelte, die seiner linken Hand auf mehr als das Doppelte gestiegen. Dann habe er mit dem Zerreißen von Zeitungen angefangen. Die Zeitungen kaufte er zehn-Kilo-weise, die Spielkarten unbedruckt, das Teuerste an dem ganzen Training waren die Tennisbälle. Schließlich aber gelang es ihm, einen größeren Posten zu erwischen, die einem Grossisten nach Schluß der Saison liegen blieben. Und was er noch im großen kaufen mußte, waren Salben und Schnellverbände für seine Hände!

„Ich habe in der ersten Zeit viel gelitten. Wochenlang war ich dauernd am Rande einer Sehnenscheidenentzündung. Alle Bänder und Gelenke schmerzten. Nachts zuckten die Hände im Schlaf, und ewig platzte die Haut auf, vor allem beim Zerhacken des Besenstiels. Das Einförmige des Tagesablaufes war zunächst eine Strapaze, ich geriet oft in Versuchung, von meinem knapp eingeteilten Gelde etwas für Vergnügungen und Ablenkungen auszugeben, aber es durfte ja einfach nicht sein! Erst im vierten Monat war ich so weit, daß ich Erfolge sah und Freude zu empfinden begann. Heute steht die Nummer schon, ich arbeite jetzt daran, das Drumherum auszufeilen, den Gesichtsausdruck, die Nebenbewegungen, die Art, in der ich stehen und für den Beifall danken will. Jeden Abend, im Abstand von je einer Stunde arbeite ich die ganze Nummer dreimal durch. Meine Haut ist jetzt auch so weit, daß ich mich auf sie verlassen kann. Ich trage die Schnellverbände nur noch, um besonders beanspruchte Stellen im Training zu schützen, eine Nummer arbeite ich täglich mit unverbundenen Händen, die Haut platzt nur noch sehr selten. Ich werde in vierzehn Tagen fertig sein. Dann ist dieses harte Leben glücklich vorbei, und ich werde wieder Beifall hören, auf der Bühne stehen, viel Licht und angenehme Räume haben. Gestern habe ich mit einer Partnerin abgeschlossen, sie tanzt zur Zeit in einer Gruppe, sie will neben der für sie ja sehr leichten Arbeit mit mir eine Gleichgewichtsnummer vorbereiten, für die sie zwei Jahre rechnet."

Und zum Schluß zeigte mir Gutkees seine Arbeit! Er stand auf federnden Beinen mitten in der ärmlichen Dachstube, zerriß seine Kartenspiele, zerdrehte einen Tennisball, den er den gekalkten Wänden zwischen Daumen und Mittelfinger zeigte, ehe er ihn zwischen seinen starken, mit Muskeln, Sehnensträngen und Adern bepackten Händen zermalmte. Er zerdrückte drei von den eigens für ihn angefertigten Fünfmarkstückmodellen, die den richtigen Münzen nach Größe und Festigkeit genau nachgebildet waren, und zuletzt rief er Frau Lucke herein. Er legte einen neuen Besenstiel auf den Stuhl, und Frau Lucke setzte sich darauf. Dann kniete er neben ihr nieder und zerhackte blitzschnell und immer lächelnd das Holz. Und Frau Lucke mit ihrem spärlichen Haarknoten und dem falschen Zopf saß andächtig und schob den Besenstiel langsam unter ihrem Sprechen-wir-nicht-davon hervor, damit jedemal soviel davon über den Stuhlrand hervorsah, wie man sonst Anmachholz mit dem Hackbeil einteilt.



Bunte Chronik



Feuergefecht mit Bankräubern.

In einem Feuergefecht zwischen Bankräubern und Polizisten in Montevideo wurden sechs Personen, darunter vier Polizisten, getötet. Die Bankräuber hatten zuerst das Feuer auf die Schutzleute eröffnet, als sie nach vollbrachtem Raub mit ihrem Kraftwagen flüchteten. Bei der Verfolgung wurden zwei Banditen getötet, fünf Personen wurden verletzt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.